

Nr. 124. Bromberg, den 4. Juni 1929.

Das Geheimnis des Nonnensees

Kriminal-Groteske von **Frank F. Braun.**

(4. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Aber Frau Sidi trat nicht vollends zu ihm ins Zimmer. Sie schloß die Tür und entfernte sich. Da ging er an sein Aquarium, das im Fensterbord stand und sehr schöne, schillernde Makropoden beherbergte. Aus einem Nachbarglase fischte er mit kleinem Gazenetz winzige Krebschen, Wasserflöhe; siebte die braune Masse und tupfte sie in das große Aquarium. Er war vollkommen bei der Sache. Es war ihm eine Befriedigung mindestens gleich der, die ihm der Beruf bot. Nur machte ihm seine Beschäftigung mit den Tieren, und waren es Fische und Wasserflöhe, freier, gab ihn sich ihm selbst zurück. Die Menschenfeindlichkeit, an sich in uns allen vorhanden, bei ihm durch Beruf und Erfahrung übersteigert löste sich zu einer Gelassenheit, die etwas wie Glück bedeuten konnte. Er liebte seine Fische, er wußte um ihre Geheimnisse wie ein Gelehrter; und er schob die Brille zurück, pochte an das Glas und nickte den schlanken Makropoden zu, als verstünden er und sie einander.

Als Frau Sidis Schritt im Flur näher kam, trat er vom Fenster zurück. Er verbarg diese Viertelstunde seit je. Verständnis bei den Menschen zu finden, schien ihm ausgeschlossen. Er lachte ja auch über Sidi, die er dabei betroffen, wie sie die Embleme ihres früheren Lebens sich um die Stirn wand — für eine Viertelstunde.

Frau Sidi brachte ihm die Meldung, daß ein Kriminalbeamter, und zwar einer von jenen, die die Abfischung des Nonnensees leiteten, ihm mitteilen ließ, man habe des Doktors Hut aufgefischt; er liege im Amtszimmer des Herrn Amtsrichters.

„Ich komme," sagte Schwepp; dann nahm er seinen Hut vom Kleiderständer. „Aha"! sagte er; sonst nichts. Aber die Viertelstunde der entrückten Beschaulichkeit war vorüber.

An einem Nagel in der Wand des Bureaus hing der grünliche Filzhut des Peter Hinz.

Der Amtsrichter musterte ihn, betrachtete sogar die kleine Pfütze am Boden, die aus den fallenden Tropfen des vollgesogenen Filzes sich gebildet hatte. „Man soll das Wasser aufwischen", entschied er nach nicht allzu langem Zögern.

Der Bürgermeister stand mit seiner Tochter am Fenster.

Luzy schien blaß; aber das konnte Zufall sein oder in ungünstiger Beleuchtung seine Erklärung finden.

Der Amtsrichter trat zu den beiden. „Gnädigste," sagte er scherzend und gab ihr die Hand, „da sind wir ja in eine schöne Mordgeschichte verwickelt."

Luzy zuckte merklich zusammen. „Ich bin gekommen ..." begann sie und wußte nicht recht weiter. — „Vater," sagte sie, „diesen Hut verlor der lebende Doktor Hinz!"

Der Bürgermeister sah seine Tochter an. „Wieso, mein Kind? Weißt du etwas?"

Luzy wich Schwepps sofort prüfend gestieltem Blick aus. Sie sagte verlegen: „Ich war gestern nachmittag mit Herrn Hinz am Nonnensee; er wollte eine Seerose mit dem Stock heranziehen, dabei beugte er sich zu weit vor, und sein Hut — jener Hut dort — fiel ins Wasser." Sie hatte also ebenfalls Phantasie. —

„Warum holte er ihn nicht wieder heraus, wenn er einen Stock zur Hand hatte!"

„Der Wind trieb den Hut ab", sagte sie. „Aber muß ich nun auch mit als Zeugin vor Gericht?"

„Unsinn," sagte der Vater.

Aber Schwepp, im Vollgefühl seiner Macht, meinte nebenbei: „Das wird sich finden. — Zunächst ist es sehr interessant, den Menschen entdeckt zu haben, der in den letzten Stunden des Ermordeten um ihn war."

„Sie haben mich doch nicht entdeckt", sagte Luzy, „ich bin doch gekommen!"

Der Amtsrichter überhörte geflissentlich diese Feststellung. Sein Blick hing bedauernd an dem Hut, diesem tränenden Hut, der berufen gewesen war, gewissermaßen dramatischer Höhepunkt in diesem Spektakelstück zu sein, und dem ein kleines Mädchen die Pointe entwand. — Oh, hätte der Amtsrichter Schwepp ihn doch noch genauer betrachtet! Vielleicht wäre ihm die Deutung gekommen, daß jener naß und verbeult wie ein Menetekel am Haken hing; ein Symbol des Lebens, stolz auf dem Kopf getragen, ins Wasser gefallen — am Ende ein nasser, unförmiger Filz. — Aber Amtsrichter Schwepp war auf etwas anderes aus. Er war geboren, zu suchen. Das sind wir alle. Er aber spezialisierte sich und suchte Mörderinnen.

„Wie lange waren Sie, Fräulein Luzy, mit dem Doktor, also dem Herrn Hinz zusammen?"

Luzy hielt ihre Hände nun still. Sie sah ihren Vater an. Muß ich antworten, hieß das. Der nickte: selbstverständlich.

„Bis nach 6 Uhr", sagte sie, „als es sechsmal schlug, brachen wir vom Nonnensee gerade auf."

„Du kamst gegen 9 Uhr nach Hause", sagte der Bürgermeister. „Wo warst du in der Zwischenzeit?"

Luzy atmete schwer, aber sie ließ es nicht merken. „Wo war ich denn . . .?" sagte sie und suchte verzweifelt einen Ausweg. „Ich kann mich wirklich nicht erinnern."

Der Amtsrichter warf dem Bürgermeister einen erstaunten Blick zu. „Nanu?" machte er. Dann trat er mit dem Vater zur Seite. „Was hältst du davon? Ist sie verrückt"

„Luzy!" rief Herr Gonschorek, „komm einmal her! Du mußt doch wissen, was du vor nicht 24 Stunden getan hast!"

Sie zog die Lippen schmal. „Nicht den Doktor ermordet", sagte sie schnippisch.

Der Bürgermeister kannte seine Tochter. Zudem liebte er sie — Er war sich klar, daß diese Jugend andere Wege ging, als seine Generation sie gegangen; aber er dachte, abgeklärt, ein bißchen bedauernden Verzicht versteckend: Mag sie! Einmal kommt sie doch wieder, wenn sie erfährt, daß es nur einen Freund gibt für das Mädchen, den Vater. —

„Luzy", sagte er gemäßigt, „es verdächtigt dich niemand, aber es könnte dazu kommen. Dann wäre weder ich noch der Herr Amtsrichter imstande, dir Unannehmlichkeiten zu ersparen. — Wer wie du, als meine Tochter, mitten im Leben steht, hat Rücksichten zu nehmen. Du bist nicht irgendein kleines Mädchen. Vergiß das, bitte, nicht."

Der Amtsrichter nickte beifällig. „Machen Sie keine Geschichten, Luzy, sagen Sie, wo Sie von 7—9 Uhr waren. Ihre kleinen Heimlichkeiten interessieren uns, weiß der Himmel, nicht. Es ist nicht diese Neugierde, die uns fragen läßt. Aber wir suchen einen Mörder! Da gibt jede Kleinigkeit einen Fingerzeig."

Luzy sah vor sich hin. „Vater", sagte sie, „ich war nicht mit dem Peter Hinz zusammen. Genügt das?"

„Nein", sagte der Bürgermeister kühl.

„Zum Teufel". schrie der Amtsrichter, fing sich aber

wieder ein, „Sie kutschieren sich ja geradeswegs in den Dreck! Waren Sie mit einem Menschen zusammen, ja oder nein?"

„Ich verweigere die Aussage."

Der Amtsrichter lachte auf. „Darum handelt es sich jetzt absolut nicht." Aber dann wurde er ärgerlich. „Meinen Sie jemand zu kompromittieren? Eine Freundin, eine geschwänzte Nachhilfestunde . . . reden Sie, es bleibt unter uns!"

„Sprich doch", bat der Vater. „Willst du es mir allein sagen?" drängte er.

Luzy hob den Blick, diesen so sehr schönen Blick der tiefen, schwarzen Augen. Es lag etwas Rührendes, zugleich auch irgendwie Großes, Bezwingendes in diesem Leuchten. „Verzeiht," sagte sie, „Ihr meint es gut, aber ich kann nicht antworten." Als sie zur Tür schritt, hinderte sie keiner der beiden alten Herren. Der Amtsrichter sah auf diese runden, schwarzseidenen Waden, die da unter dem Rocksaum wippten; der Bürgermeister sah auf diesen glatten, weißen Nacken, der so stolz zurückgebogen den Kopf trug. — Sie sahen noch auf die Tür, als unten schon die Holzstufen knarrten und Luzy also fern war.

„Komisch", meinte der Amtsrichter gedankenvoll.

„Sei froh, daß du einen Jungen hast", sagte der Bürgermeister. „Eine Tochtere — und dazu ohne Mutter in diesem Alter — das ist wie Wein, in den ständig Wermut tröpfelt." Er fühlte wohl, daß dies ein höchst literarischer Vergleich war, der sich nicht in ein Amtszimmer schickte, und er setzte hinzu, angeregt durch das zufällige Gewahrwerden: „Wie Wassertropfen von diesem Hut des Toten." Damit war seine lyrische Entgleisung restlos abgewaschen.

*

Der erwähnte Junge des Amtsrichters stand währenddessen im Torweg der Sparkasse, und sein Blick hing starr, eingesetzt von einer Energie, die sich übersteigerte in Trotz, um den Schmerz nicht aufkommen zu lassen, an dem Portal des Amtsgerichts.

Als Luzy im blauen Kleid, ohne Hut, hastigen Schrittes die Stufen hinabschritt, als sie ihm die Straße entgegenkam, sprang er vor. Er trug die weißseidene Mütze der Obersekunda, aber er vergaß sie abzunehmen, drängte, von einem Entschluß wie ein Ball geworfen, zu dem Mädchen.

Luzy, bleich, verquollene Lippen, zitternde Hände, erschrak vor der plötzlich hingewehten Gestalt; dann erkannte sie den Freund.

„Du Valentin! Wartest du auf mich?"

Er beugte sich vor. Geflüstert, obgleich kein Mensch in der Nähe war: „Ich liebe dich! Du weißt es!"

„Valentin!"

„Still! Höre! Dies ist nicht die Mutter sanften Geflüsters. Zärtliche Worte brechen ab, versteinern. — Ich liebe dich! Dies nur Feststellung. Du trittst mit Füßen, was heilig ist. Deine Sache. Nur eines, dir gesagt in der Stunde deines Kampfes: Ich schweige! Meine nicht, daß Verrat aus meiner Liebe aufwachsen könnte. Mein Mund ist versiegelt."

„Wieso? Wie redest du denn?"

Er nickte trübe. „Verstelle dich nicht. Die Bürger hetzen dich, nicht wahr? Sie pflanzen Moral und Ehrbarkeit vor dir auf, verlangen dein Geständnis, dein Canossa. Bleib fest! Schweige weiter! — Einer mußte es sein. Da ich es nicht sein sollte, war gleichgültig, wer. Es fiel dem Doktor zu. Gut. — Für mich arbeitet Zeit, arbeitet Erkenntnis. Das Qualitätsgefühl für Menschen lehrt das Leben. Es mußte wohl so kommen. Ich warte; meine Zeit wird kommen, wie dies geschehen mußte. Naturnotwendig. Jener brach Knospen. Trauriger Mut! Gleichgültig. Wir beide werden zusammen blühen!"

Luzy, an ekstatische Entgleisung längst gewöhnt, griff heraus, daß Valentin von dem gestrigen Abend wußte. Sie kam nicht auf den Gedanken, daß mit dem Doktor der Peter Hinz gemeint sein konnte. Für sie war der Doktor eben Cäsar Stein.

„Weißt du denn etwas?" wagte sie unsicher.

„Ja!" Er nickte, antike Tragödie im Antlitz. „Du warst in jenen Stunden bei ihm!"

Luzy, bebend, seine Hand fassend: „Valentin, du bist mein Freund, ich schwöre dir, es war nichts zwischen uns, wie du es denkst! Ein bißchen Abenteuerlust, die ich bitter bereue! Aber nicht aus Gründen, deren ich mich im eigentlichen Sinne schämen müßte. Die Verknüpfungen nur, das Mißgeschick jenes Todes . . ."

„Verstehe. Ich schweige."

„Und du glaubst mir — das andere, was ich erkläre . . ."

Er sah sie an. Der Glanz ihrer Augen war feucht und tief über.

„Liegt dir daran?"

Sie senkte den Kopf. „Ja . . ." hauchte sie.

Ohne ein weiteres Wort schritten sie die Straße hinunter. Luzy sah seine verwundete Hand, aber sie fragte nicht. Es war Zufall. Plötzlich fiel ihr ein, daß sie ihre Mathematikaufgabe noch nicht angefangen, geschweige gelöst hatte. „Valentin," bat sie, „machst du mir die Mathematik?"

Er lächelte beglückt. „Ja," sagte er, „natürlich. Das ist nichts für Mädchen. Wirf mir den Zettel zum Fenster herunter. Kannst die Lösung morgen früh noch nachtragen."

Sie drückte ihm dankend die Hand. Das war ihm Dank genug, von dem er zehrte, als schon der Kongruenzsatz vor ihm stand. Aber auch dem Mathematiker Valentin gelang diese Schulaufgabe nicht gleich. Immer wieder verlor er sich an Gedanken, die um den Doktor Hinz und Luzy spielten. Dieser Mord beschäftigte ihn viel weniger als die Frage, was zwischen 7 und 9 Uhr geschehen sei, als Luzy in jenem Hause mit dem weißen Gartengitter geweilt hatte. — Durfte man ihren Worten trauen? Logen Frauen nicht immer? Er war 17 Jahre, sie war 18. Ein Jahr wog so viel in diesem Alter. Und sie war ein Weib! Ihr bot man, was er sich erobern mußte. Was . . . dachte er und sann, über das gleichschenklige Dreieck gebeugt, schlug einen Kreis um A und radierte ihn wieder aus. Er wollte das ja alles nicht. Nicht einmal wissen wollte er es! Der lange Heinemann, der in Berlin gewesen war und seine Erfahrung hatte, sagte doch gestern noch, es sei eine gewaltige Enttäuschung. — warum also so viel Heimlichtuerei, von der die sogenannten Erwachsenen längst wußten, daß es eine Enttäuschung war! — Und er fand sich in die Sphäre seiner glücklichen Wünsche zurück, die erreichbar waren und alle Sehnsucht so gut stillten. — Ich möchte sie herzen und küssen, dachte er. Sie küssen . . . da legte er Zirkel und Lineal beiseite. Das ging jetzt nicht. — Im Atlas lagen Gedichte von Wildgans, die las er sich vor; laut, allein im Zimmer, tönend und tönern.

Frau Sidi ging im Flur vorüber und horchte. Sie lächelte. Das Kind, dachte sie. Immer denken Mütter: das Kind . . . und lächeln; es ist beruhigend, das zu wissen.

V.

„Hm," sagte der Amtsrichter Schwepp, „lieber Freund, so kommen wir nicht weiter; geschehen aber muß etwas."

Der Bürgermeister gab das mit einem Kopfnicken zu. „Weißt du, was ich glaube — der Hinz hat sich selbst in den See gestürzt. Er war unleidlich; er randalierte. Du erinnerst dich an sein Verhalten, als der Fall Weidemann besprochen wurde . . . er war wohl nervenkrank."

„Das sind diese Dichter alle. Es ist ganz klar. Ein vernünftiger Mensch lebt das Leben, dichtet es doch nicht! Poetik ist Impotenz; Neid wird geistiger Hochmut."

Herr Klinkhammer, der Kommissar, klopfte und trat ein.

„Bringen Sie etwas Neues?" fragte der Amtsrichter.

„Der Tag der Centa Basler", sagte er auf, „sie erhob sich um 8 Uhr, machte den Morgenkaffee, kochte dann das Mittagessen . . ."

„Nicht aus dem Hause gewesen?"

„Nein. Erstmalig am Nachmittag. Hat den Platz, wo der Zirkus sich aufbaute, angesehen. Gesprochen mit dem Direktor Pablo Forto, dann mit dieser Frauensperson Rita Sowieso . . ."

„Halt," befahl der Amtsrichter; und der Bürgermeister war sehr zufrieden mit diesem Gebot.

Der Kriminalkommissar nickte. „Das gleiche habe ich sofort gedacht."

„Wieso?"

Verschmitzt lächelte der Beamte. „Am Tage des Mordes — Herr Bürgermeister sprachen noch mit mir darüber — war es dem Pablo Forto nicht möglich, seine 1000 Mark Kaution zu stellen. Er bot 500 an, den Rest nach den ersten Einnahmen."

„Jawohl," bestätigte der Bürgermeister, „das tat er. Sie haben recht, Klinkhammer, das ist eine Idee. Du mußt wissen", wandte er sich an den Amtsrichter, „mittlerweile zahlte der Mann glatt seine 1000 Mark. Die erste Vorstellung aber hat noch nicht stattgefunden."

Der Amtsrichter sprang mit beiden Beinen zugleich hoch. Er trampelte hörbar; zugleich fiel rückwärts sein Stuhl um. Klinkhammer richtete das Möbelstück wieder auf. „Indizien!" rief der Amtsrichter. „Woher hat der Pablo Forto das Geld? Diese Zirkusleute sind alle Gauner und Halsabschneider" — er besann sich, lenkte ein — „ich meine, mancher findet da Unterschlupf, schimpft sich Künstler und ist nur zu unfähig oder zu faul, mit einem bürgerlichen Beruf sein Brot zu verdienen." Aber er meinte auch das noch abschwächen zu sollen, obgleich Sidi

es ganz gewiß hier nicht hören konnte. „Es kommt das jedenfalls vor", fügte er an.

Der Bürgermeister verfolgte verwundert dies Zutalsteigen seines Freundes. „Der Mann soll herkommen, Klinkhammer, sofort, wie er geht oder steht. Aber sagen Sie ihm nicht, um was es sich handelt. Er mag annehmen, daß er wegen seiner Pacht verlangt wird."

„Jawohl," rief Schwepp dem Gehenden nach, „sagen Sie, der Bürgermeister, nicht ich wünsche ihn zu sprechen". Triumphierend wandte er sich um. „So arbeiten meine Leute! Der Ring zieht sich zu. Es gilt nur noch, festzustellen, daß Pablo Forto und diese Centa Basler sich kennen. — Sie hat ihn eingelassen, eines von beiden . . ."

„Beide!" rief entfacht der Bürgermeister, ganz gleich, was kommen würde.

Und Schwepp schlug gern ein: „Beide haben Peter Hinz umgebracht. Pablo, der starke Mann, hat dann die Leiche in einem Sack weggeschleppt und in den See geworfen."

(Fortsetzung folgt.)

Zufall.

Skizze von Margarete Fischer.

Herr Milein war in der Sommerfrische, hatte ein Zimmer im Goldenen Hirsch bezogen und freute sich. Als er vor dem Schlafengehen noch einmal leise seine Tür öffnete, um seine staubigen Stiefel hinaus zu befördern, tat sich auf der anderen Seite des Korridors ebenso leise eine Tür auf, und ein braungebrannter Mädchenarm senkte sich vorsichtig hernieder, um ein Paar kleiner Haferlschuhe vor die Schwelle zu setzen. Herr Milein konnte eben noch einen silberblonden Haarschopf erblicken und den Schein angenehm kontrastierender Augen, auch bemerkte er mit Behagen, daß der Arm einen sanften Goldton besaß. Sein Schlaf wurde durch diese Eindrücke angenehm beeinflußt, ebenso sein Erwachen am nächsten Morgen. Als er nach erfrischender Toilette seine Schuhe wieder hereinholen wollte, hoffte er, daß eine stillschweigende Sympathie den braunen Arm zum selben Augenblick hernieder lenken würde. Aber nein. Der Platz vor der Schwelle drüben war bereits leer. Herr Milein hatte zu lange von den angenehmen Eindrücken geträumt oder zu lange unter ihrem Einfluß Toilette gemacht, und es blieb nichts als die Hoffnung, den silbernen Schopf beim Frühstück wiederzufinden.

Nun war Herr Milein kein Feigling, durchaus nicht; aber er besaß zwei Schwächen. Er hatte erstens eine heimliche Scheu vor Hunden. Zu seiner Rechtfertigung mag gesagt sein, daß diese Tiere trotz seines liebenswürdigen Gemütes eine unerklärliche, angriffswütige Vorliebe für ihn besaßen (wovon bereits mehrere Bisse zeugten). Und zweitens war er von großer Schüchternheit jungen Damen gegenüber, obgleich es nicht erwiesen ist, daß diese Wesen dieselbe angriffslustige Vorliebe für ihn besaßen.

So erspähte Herr Milein im Garten des Hotels zwar wirklich den silbernen Schopf über braungoldiger Fassade und eine überaus angenehme Gestalt in kräftigem Blau dazu, aber er vermochte nicht, sich dieser Gestalt auch nur im geringsten freundschaftlich zu nähern. Durchaus nicht. Der Abstand zwischen ihnen blieb derselbe, während er ihr verstohlen auf dem Weg in die nächsten Berge und wieder ins heimische Quartier folgte.

Vor dem Mittagessen allerdings sah er die Begehrte auf einer Bank in den Anlagen, allein sie hatte sich abgewandt, zeichnete mit ihrem Bergstock in den Sand des Weges und änderte diese Stellung auch nicht, als er sich ein Herz faßte und sich mit freundlichem Gruß auf die andere Ecke der Bank setzte. Ergrimmt und entmutigt drehte Herr Milein sich in die entgegengesetzte Richtung, ebenfalls gedankenvoll im Sande malend. Schon ließ sich auch eine alte Dame zwischen ihnen nieder, und Grimm und Enttäuschung erreichten ihre Höhe.

Aber siehe da — (wie ein Übel sich oft als Glück entpuppt) — „Wie spät ist es wohl?" fragte die alte Dame, und beider Köpfe wandten sich zuvorkommend herum; die Blicke trafen sich, vom Zifferblatt abirrend, in höflich angenehmer Freundlichkeit, mit heimlich spitzbübischem Lächeln sogar.

Ja, daß sie reizend war, das wußte er nun; ihre Miene nahm alsobald ihre Zurückhaltung wieder an, ja, sie schien Bekanntschaften gänzlich abgeneigt zu sein und verließ die Bank, ehe die redelustige Dame sie im Gespräch vereinen konnte. Herr Milein schloß auf unglückliche Liebe und gab betrübt die Hoffnung auf, den silbernen Schopf als Gefährten in die Berge zu gewinnen.

So schlug er am Nachmittag einsame Pfade ein, die zwischen Bauerngehöften hindurch den Weg zum Gießbach abkürzten, freute sich der idyllischen Heimstätten, guckte in Häuser und Ställe und redete mit flachsköpfigen, schwarznasigen kleinen Bauernkindern, als in einem Anwesen plötzlich ein zähnefletschender Köter ihm mit gehässig blutunterlaufenen Augen entgegen sprang und ihn mit wütendem Gekläff verbellte. Ein Unbehagen erfaßte Herrn Milein. Das Geheul wurde drohender. Das Tier war im Begriff, ihn anzuspringen. Da klemmte er sich mit raschem Entschluß durch eine gelockerte Planke des Zaunes, drückte sie wieder fest zu und fand sich mit rotem Kopf auf einer Wiese, einer Herde Kühe und — wer beschreibt seine schreckhafte Überraschung — dem silberblonden Schopf gegenüber, der, ein großes Paket unter dem Arm, ratlos und ängstlich vor den Kühen gewichen war.

Da standen sie nun und sahen sich an — verblüfft, beschämt —, während die Tiere mit blödem Gebrüll die Stirnen senkten. Was tun? Ja, was nun? — Herr Milein fühlte sich wahrhaftig Manns genug, den Kampf mit den Tieren aufzunehmen. O, jetzt konnte er zeigen, daß er kein Feigling war. Er faßte mit einer Hand seinen Stock fester, mit der anderen die Hand des goldbraunen Armes mit sanfterer Festigkeit und führte das blaue Gewand sicher zwischen den Kühen hindurch.

Und da standen sie nun wieder und sahen sich an — erwartungsvoll und nicht gerade klug —, aber doch klug genug, um in ein befreiendes Gelächter auszubrechen.

Und von hier ab fiel es nun wirklich nicht mehr schwer. Es war wohl eine Selbstverständlichkeit, daß Herr Milein sich erbot, die Dame zur Sicherheit weiter zu geleiten, und bei dieser Gelegenheit nach ihrem Ziele fragte. Der silberne Schopf erzählte, daß er eben ein Paket Äpfel geholt habe, die Herr Milein nun bereits in Händen hatte. Damit aber ihr Begleiter nicht so schwer daran zu tragen hätte, schlug das kleine Fräulein mit einer alle Erwartungen übertreffenden Munterkeit vor, sich unter eine Eiche zu setzen und das Gewicht nach Möglichkeit zu verringern —, was sie in einigerer Entfernung von der Gefahrenzone denn auch in bester Laune taten. Dabei ergab es sich, daß die Unnahbarkeit des blonden Schopfes im Grunde nichts als Ängstlichkeit gewesen war, so daß Herr Milein guten Grund besaß, sich als Beschützer in die Berge anzubieten, was gern angenommen wurde. — Und so hatte der erste Apfel, den diese Eva Herrn Milein reichte, keineswegs den Verlust eines Paradieses zur Folge. — Im Gegenteil.

Jock hat zehntausend Mark verloren.

Jock hat zehntausend Mark verloren.
Von mittags bis abends.
Irgendwo auf der Straße. Mit seiner Brieftasche.
Das Geld ist weg.
Jock zittert zagend heim.

„Was hast du denn?" fragt mißtrauisch seine Frau

Jock erzählt sein Leid.

„Was? Zehntausend Mark hast du verloren? — Das hätte mir passieren sollen! Was hättest du mir da nicht alles erzählt! Wie kann man überhaupt etwas verlieren? Ich habe noch nie etwas verloren!"

„Doch. Deinen Schirm."

„Für vier Mark vierzig. Das ist schon was. Übrigens habe ich ihn wiederbekommen"

„Vielleicht bekomme ich mein Geld auch wieder."

„So siehst du aus. Schön dumm wären die Leute, wenn sie es brächten. Wenn ich zehntausend Mark fände, dächte ich gar nicht daran."

„Das wäre Diebstahl."

„Zehntausend Mark ist kein Diebstahl mehr. Eine Wurst mausen, ist Diebstahl. Oder einen Schirm behalten. Aber so viel Geld finden?"

„Ich werde eine anständige Belohnung aussetzen. Tausend Mark dem ehrlichen Finder. Für tausend Mark bleibt mancher gern ehrlich."

Und Jock zog zur Zeitung, um das Inserat aufzugeben.

*

Schon am nächsten Abend klingelte das Telephon.

„Ist dort bei Herrn Jock?"

„Ja. Sie wünschen?"

„Ich habe das Geld gefunden."

„Das Geld? Sie? Mensch, edler Retter, ehrlicher Finder? Wann kommen Sie?"

„Wenn Sie wünschen, kann ich in einer halben Stunde bei Ihnen sein."

„Kommen Sie! Ich erwarte Sie! Wir machen ein schönes Abendbrot. Bringen Sie auch Ihre liebe Frau mit."

„Sehr gern. Aber ich —", kam es verlegen aus dem Telephon.

„Was denn?"

„Ich bin ein einfacher Arbeiter. Und meine Frau ist krank."

„Ach? Das ist aber schade. Na, kommen Sie aber trotzdem."

„In zwanzig Minuten bin ich bei Ihnen."

•

„Was sagst du nun?" trat Zock strahlend zu seiner Frau.

„Gott, das ist eigentlich selbstverständlich, daß man fremdes Geld nicht behält. Das gehört sich doch, daß man es abgibt."

„Wer weiß. Wenn ich ihm nicht die hohe Belohnung versprochen hätte."

„Du willst ihm wirklich die tausend Mark geben?" trat die Frau entsetzt zurück. „Ich denke, es ist ein einfacher Arbeiter. Zu was braucht denn er dann tausend Mark?"

„Ich habe es ihm versprochen."

„Unsinn. Das geschah in der ersten Aufregung. Das gilt nicht. Das ist ein leeres Versprechen. Das dürfen wir gar nicht tun. Schon dem Arbeiter zuliebe nicht. Er wird bloß liederlich mit soviel Geld. Er betrinkt sich, und statt zu arbeiten, feiert er Orgien. Noch dazu, wo seine Frau jetzt krank ist. Es ist einfach unsere Pflicht, ihm das Geld nicht zu geben."

„Du hast recht. Ich werde ihm nur fünfhundert Mark anbieten."

„Das ist auch noch zuviel. Wenn er sich betrinkt und dann von einem Auto überfahren wird, bist du sein Mörder."

„Dann will ich ihm dreihundert anbieten."

„Dreihundert Mark für einen Arbeiter? Soviel verdient der Mann doch sonst auch nicht. Wenn er jeden Tag dreihundert Mark bekommt, sind das im Monat neuntausend Mark. Wo kämen wir denn hin, wenn jeder Arbeiter in Deutschland monatlich neuntausend Mark verdiente?"

„Das geht nicht. Das wäre Verrat an der Wirtschaft. Geben wir ihm hundert Mark."

„Du mußt dein Geld recht leicht verdienen, wenn du jedem Menschen hundert Mark nur so hinwirfst. Ich dächte, fünfzig Mark genügten auch."

„Das ist ein schöner Pfennig Geld."

„Und ob. Ein Dutzend Seidenstrümpfe kann er seiner Frau dafür kaufen."

„Seidenstrümpfe? Was braucht seine Frau Seidenstrümpfe? Und gleich ein ganzes Dutzend. Ich werde ihm zwanzig Mark geben und die Sache hat sich."

Und so beschlossen sie.

„Vielleicht wollte er überhaupt kein Geld. Es gibt solche Leute, die sich genieren, für ihre Pflicht Geld zu nehmen. Vielleicht freut er sich auch über einen alten Mantel oder den vorjährigen Hut für seine Frau."

„Vielleicht ist er auch mit einem Glase Wein zufrieden."

„Vielleicht", meinte Zock, „aber nicht etwa den blauetikettierten. Bring' den Obermoseler für zwei Mark. Der tut es auch."

•

Da klingelte es.

„Da ist er", sprangen sie auf.

Aber es war nur das Telephon.

„Hier Zock. Wer dort?"

„Ich bin es, der ehrliche Finder", tönte es zurück, „ich habe es mir überlegt, verehrter Herr, ich werde das Geld lieber behalten. Tausend Mark sind ja ein sehr schönes Geld, aber zehntausend sind mehr. Und dann ist mir meine Frau soeben gestorben. Da braucht man eine ganze Masse Kleingeld."

Jo Hanns Rösler.

Kinnerland.

Von **August Iwersen** †.

Ick weet en Land, dat liggt so wied,
dat liggt noch in de ole Tied.
Un sök ick rundum um de Eer,
dat Land, dat finn ick nie nich mehr.
Wüß ick dat Padd, fünn ick de Brügg,
ick gung int Kinnerland torügg.

Do neem mi Vadder bi de Hand
und gung mit mi int gröne Land.
He wies mi, wo de Kiwitt leggt,
verteil mi, wat de Adbär seggt.
Wüß ick dat Padd, fünn ick de Brügg,
ick gung int Kinnerland torügg.

De Muder neem mi up den Schoot
un ai mi lütten Doniksgood;
brung mi to Puch, de Hann' tosäm.
Du grote Gott, dor weer'k noch främ!
Wüß ick dat Padd, fünn ick de Brügg,
ick gung int Kinnerland torügg.

Dor kümmt mien lütte Dochtersoehn,
Stett mank mien Knee, fangt an to kloen'.
Deep in sien Oog is Padd und Brügg,
und langsäm wanner ick torügg.
De Lütte nimmt mi bi de Hand
un ledd mi sach int Kinnerland.

(Aus dem Gedichtband „Heimat, Herd und Vaterland" des nordschleswigschen Dichters, ersch. im „Möven-Verlag" zu Wilhelmshaven.)



Bunte Chronik



*** Apollo im Bademantel.** Apollo hätte es sich wahrscheinlich nicht träumen lassen, daß er einst, in einen Bademantel gehüllt, in einem Museum stehen werde. Ein kleines Städtchen in Lettland leistete sich nun dieses Schildbürgerstückchen. Einer seiner reichen Bürger segnete das Zeitliche und vermachte der Stadt eine umfangreiche Bibliothek und eine schöne Apollostatue. Die Erbschaft wurde mit gebührendem Dank angenommen, aus den Büchern eine Bibliothek geschaffen und die Apollostatue kam in das Gemeindehaus. Aber, Apollostatuen sind, wie man weiß, unbekleidet. Und diese unbekleidete Apollostatue ließ einige wackere Bürger nicht ruhen. Sie erklärten, daß dies nicht so weiter gehe, daß der nackte Apollo die Sitten gefährde. Und so wurde beschlossen, das Geschenk des Mäzens zu bekleiden. Man wählte zu diesem Zwecke einen Bademantel. Apollo wurde mit diesem umhüllt; kommen nun seither besonders Neugierige ins Gemeindehaus, so lüftet eben der Amtsdiener für ein kleines Trinkgeld den Bademantel.

*** Ein Haus in zwölf Stunden gebaut.** Im Osten von Sankt Louis ging ein Baumeister eine Wette ein, daß er in zwölf Stunden ein Haus fertigstellen werde, ohne vorher irgendwelche Vorbereitungen getroffen zu haben. Um sieben Uhr morgens begannen zahlreiche fleißige Hände mit der Arbeit. In zwei Stunden war der dicht bewachsene Baugrund gesäubert und die Fundamente ausgeworfen. Die Maurer begannen nun sofort mit ihrer Arbeit. Bereits nachmittags setzten Zimmerleute das Dach auf. Elektrotechniker machten die Lichtanlagen und Anstreicher verrichteten ihre Arbeiten. Selbst der Gärtner legte schon einen Rasen und Blumengarten an und um sechs Uhr stand das Haus fix und fertig. Es ist natürlich klein und enthält nur zwei Zimmer, eine Küche und einen großen Speicher.

*** Schnelle Kur im Jahre 1820.** Ein junges Mädchen spielte, um ihre Eltern zu ärgern, die Kranke und schützte besonders heftige, mit Bewußtlosigkeit verbundene Krämpfe vor. Mehrere Ärzte waren von der Patientin getäuscht worden, und hatten, zum großen Vergnügen derselben, durch Magnetismus usw. zu helfen gesucht. Endlich wurde ein alter, grämlicher, in der Praxis grau gewordener Stadtphysikus geholt. „Ja", sagte dieser, „die Sache steht freilich schlimm. Aber noch kann geholfen werden, wenn nur das Gefühl wieder erweckt wird. Also, mit Nesseln gepeitscht! Die Haare abgeschnitten, und tropfenden Siegellack auf den Scheitel! Das wird sicher helfen." — Was geschah? Die Bewußtlose kam augenblicklich zu sich, lief davon und war von Stunde an gesund.

*** Blondinendämmerung in Hollywood.** Allem Anscheine nach behält Anita Loos doch nicht Recht mit ihrer berühmt gewordenen Devise „B l o n d i n e n b e v o r z u g t". In Hollywood ist die Blondinendämmerung im Anmarsch, die großen und kleinen Sterne am Filmhimmel verkünden die neue Lebenswahrheit, daß man mit der filmischen Haarfarbentradition endlich aufräumen müsse. Es sei vollkommen verfehlt, die ursprünglich brünetten, schwarzen oder roten Bubiköpfe zu „schematisieren". Vielleicht spielt aber dabei auch der zweite Roman von Anita Loos eine ausschlaggebende Rolle. Dieser heißt nämlich: „. . . und die B r ü n e t t e n w e r d e n g e h e i r a t e t" . . .

Verantwortlicher Redakteur: **Marian Hepke**; gedruckt und herausgegeben von **A. Dittmann T. z o. p.**, beide in Bromberg.